

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 20. Dezember

1914.



Legen einer Feld-Telephonleitung über die Wipfel der Bäume durch deutsche Soldaten auf dem Kriegsschauplatz.

Phot. A. Sennede.



Der Leutnant.

Kriegsstizze von Robert Klein.



Die Nacht lag über den Feldern rund um Verdun. Unter Kanonendonner und Rossgehul war die Ernte zerstampft, unter dem Tritt der Bataillone das goldgelbe Getreide niedergedrückt. Aber wie sonst stand der Mond am Himmel und glüherten die Sterne — des Friedens, der auf Kanonengebrüll und Gewehrgeknatter, auf das weithin hallende Geschrei der Kämpfer eingetreten war. Die Ruhe vor dem Sturm. Weit draußen, in den Schützengraben, die mit unheimlicher Sicherheit sich in den letzten zwei Tagen näher und näher an das Fort herangeschoben hatten, lagen die Soldaten, die Gewehre im Arm, und starrten in die Dunkelheit. Draußen blieb alles still, lauernd still. Da nahte eine Kompanie.

Ablösung aus dem Schützengraben. Die, welche seit vierundzwanzig Stunden keine Minute zur Ruhe gekommen waren, zogen sich in die hintere Gefechtslinie zurück, die Neuen nahmen ihre Plätze ein.

Dann gingen wieder Stunden um, im Osten zog ein orangefarbener Streifen am Himmel dahin. Unten am Firmament taten sich auf, Purpur floß im Osten, und die Sonne, das neue Leben, kündete sich an mit siegreichem Licht.

Da begannen die Geschütze wieder zu dröhnen. Da klatschten die Schrapnells herüber — hoch über den vorderen deutschen Schützengraben sah man die kleinen Wölkchen, und dann kam es:

S—f—f! Bumm! Die Schrapnells!

Die in dem Dorf schossen zu weit! Die Dinger kreppten hinter den Schützen, die nun plötzlich Infanteriefire belamen und ihrerseits darauf los knallten, zuerst hastig, dann langsamer, genauer zielend.

Kred! Kred! Kred! machte es weit vorne. Die Franzosen machten einen Ausfall. Ohne Zweifel! Starke Kolonnen entwickelten sich mit Maschinengewehren und Artillerie.

Noch lagen die deutschen Schützen abwartend, nahmen das Feuergefecht hinziehend auf, da kam Befehl auf Befehl:

„Bataillon hält unter allen Umständen seine Stellung. Schnellfeuer!“

„Bisier?“ ging es von Mund zu Mund.

„Bisier siebentaufend!“ schrie der Leutnant. „Feuer!“

Da knatterte es los. Und da kam die Antwort:

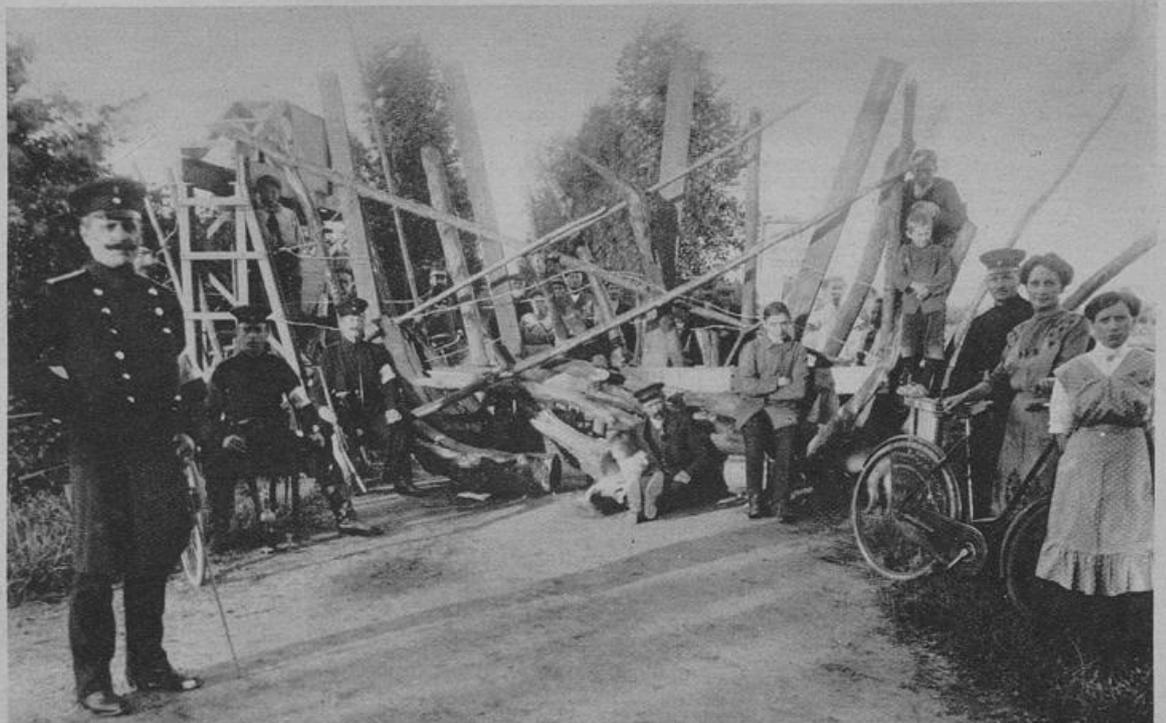
Krach! Bumm! Und S—f—f! Klatsch!

Feuer spritzt auf, wer nicht in nächster Nähe ist, wird zugebedt von dem spritzenden Erdbreich. Steine werden von einer Eisenfaust aus dem Boden gehoben und durch die Luft geschleudert. —

Da aber, wo es eingeschlagen hat, ist Tod und Entsetzen und Verderben. Zerfetzt liegen die Heldenleiber, Stöhnen erfüllt den Schützengraben. — Blut fließt. —

Und ein Duzend Soldaten liegen still für immer. Eine Panik hängt in der Luft. Alle Augen starren auf den Leutnant — der Zug ist abgetrennt von den andern, denen der Hauptmann neues Bisier gibt. Himmel, eine neue Bombe — und Maschinengewehre — und Schnellfeuer — dort draußen speit die Erde Menschen aus — Menschen — Menschen. — Die Franzosen entwickeln sich.

Die deutschen Soldaten schauen mit glühenden Augen auf ihren Leutnant, ob er nicht endlich das erlösende Wort zu ihnen spricht:



Ein Erinnerungsbild aus den Tagen des Kriegsausbruchs: In der Eile hergestellte Barrikade an der deutsch-holländischen Grenze zum Schutze gegen unbefugten Grenzübertritt.

Der Einsender des Bildes, ein Freund unseres Blattes, teilt uns dazu folgendes mit: Den friedlichen Bewohnern des benachbarten kleinen Dörfchens Netterden wollte diese Maßregel nicht in den Sinn, sie konnten und wollten nicht glauben, daß so viele Völker um Sein und Nichtsein kämpfen, nur der Herr Pfarrer liest ja mal die Zeitung, und der ist so verschlossen. So belagerte denn die erste Zeit das halbe Dorf dieses Wunderwort, das ihnen den Weg zur benachbarten Stadt verjerrt, auf dem sie allwöchentlich ihre Landesprodukte abienten.

„Sprung zurück!“

Er spricht es nicht. Den Feldstecher vor den Augen schreit er, daß es schmetternd klingt:

„Bisier viertausend! Feuer, Kerls!“

Das „Kerls“ hat etwas Beruhigendes und Anfeuerndes zugleich. Sie feuern — sie feuern und feuern — da kommen die Franzosen an — schwarze Züge — sprungweise — ran und wieder auf die Erde —

Aber — die Deutschen zielen gut. Wie hingeschlagen ist der erste Zug des Feindes. Hingeschlagen, hingeklebt an den Boden. Eine schwarze Linie, steht nicht mehr auf.

„Brav! Brav!“ jubelt der Leutnant.

Und da geht ein Aufatmen durch die Reihen der Deutschen da vorn — da geht es wie ein Jubel, wie ein Jauchzen von Mund zu Mund: „Wumm!“

Die Erde dröhnt, schüttelt sich wie vor Schmerz über den furchterlichen Schlag, der sich wiederholt, immer schneller, bis er ein einziger

„Rankommen lassen!“

Ein Blick des Leutnants zurück: Maschinengewehre!

Die deutschen Schützen in den Gräben stellen ihr Feuer ein. Mit fladernden Augen sehen sie den Tod, sprungweise kommt er näher, französische Linien, von ihrer Artillerie gedeckt, auf die die deutschen Batterien nun ein furchterliches Feuer eröffnen — die französischen Linien scheinen es nicht zu wissen. Halten wohl die deutschen Krieger für geschlagen, die Schützengräben für verlassen — taumeln darauf los in blutauschigem Eifer. —

Nun sind sie ran — auf fünfzig Meter — und in dem Graben fließt zu Bächen das köstliche deutsche Blut, liegen die Gefallenen noch im Anschlag, die Blutenden in leisem Stöhnen, die Gejunden und Lebenden in zitternder Erwartung — und der junge Leutnant, in der Rechten den Säbel, in der Linken den Revolver, und die Augen bald magnetisch auf seine Soldaten gerichtet, bald hellglänzend nach dem Feinde spähend, steht da ruhig, eiskalt.



Englische Soldaten als Kriegsgefangene in Deutschland bei der Arbeit unter militärischer Bewachung.

Knall ist, in sich vereinernd hundertfaches Dröhnen und Donnern und Brüllen. Ja Brüllen!

Die deutschen Batterien dröhnen, die eiserne Stimme der deutschen Artillerie beginnt zu reden, und nun: ein Erdbeben, ein ohrenbetäubendes, gehörverletzendes Brummen, ein Krach, als berste die Erde, als müßte der Boden in tausend Teile auseinandergerissen werden — das sind die Trompeten von Jericho, das ist die große Ueberraschung des deutschen Krieges, das sind die 42-Zentimeter-Mörser.

Drüben im Fort steigt eine Rauchsäule hoch — drüben im Fort stürzt ein granitner Turm samt Mauerwerk und jahrtausendealten Felsen zusammen zu einem Brei von Steinen und geschmolzenem Stahl — der Schrecken springt über das Schlachtfeld, und der Krieg reitet auf weißem Feller über zudende Leichen und stöhnende Verletzte.

Ein Taumel ist über und unter allen, ein Rausch. —

Aber die französischen Linien, obgleich hingemäht wie Getreide, werden von neuen ersetzt — und wieder zweigen sich springende schwarze Punkte — Reihen — und da kommt Befehl:

Da — Kred! Kred! Kred! Deutsche Maschinengewehre. Himmel, der Tod erntet!

Kred! Kred! Kred! schreien die Maschinen, diese kleinen Ungeheuer und senden ihre Spritzkugeln, in die grauen Reihen der Franzosen — und wie der Hagel in Minuten das Getreide niedersegt, hineinschlägt in den Boden, daß sich die Halme in die Erde graben, so legen die deutschen Maschinengewehre die französischen Menschenfelder nieder.

Selbst die Verwundeten in den deutschen Schützengräben strecken, so sie sich noch rühren konnten, die Köpfe hoch — und dann ging jeder Gedanke unter in dem Augenblick, an dem alles hing:

„Auf! Marsch! Marsch!“

Und die Kerls sprangen zu hunderten aus den Gräben, sprangen hoch wie Gerten, die eine unsichtbare Hand niedergehalten hatte und die nun aufschneitten in gewaltiger Eigenkraft, einer schöpferischen Kraft gehorchend.

Über die Felder ging es, über die in Fruchtbarkeit dampfenden Felder, in deren Furchen das Blut gerann.

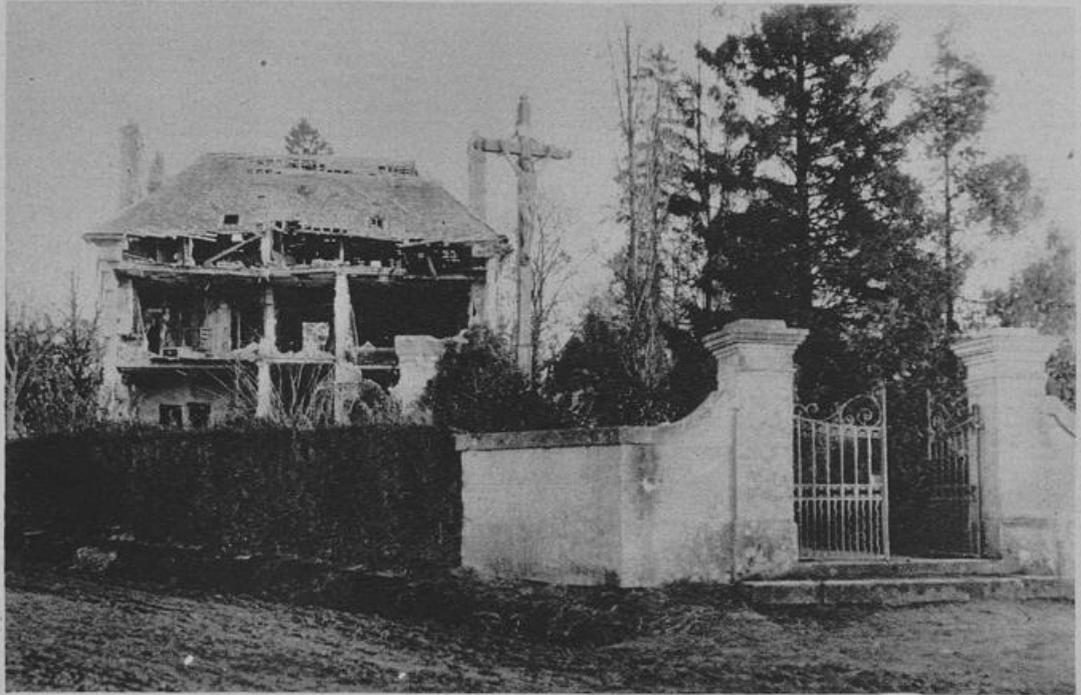
Aktrend wurden die Seitengewehre aufgesteckt — und nach. — Die Franzosen, in wilder Flucht, deckten sich hinter den letzten Schützengräben. Zähne Gegner, gaben sie sich nicht verloren, trotz entsetzlicher Verluste. Hielten jeden Fußbreit halten.

Und den Deutschen knatterten Salven entgegen — ein Regen von Kugeln.

Die französische Batterie lag zertrümmert von den deutschen Geschützen im Rücken der Infanterie und schwieg.

Da waren sie ran — und nun ließen die Franzosen alles im Stich — nur etliche Kompagnien stellten sich — Bajonett gegen Bajonett. —

„Man!“ schrie der Leutnant in hellauflingender Begeisterung, und dann bohrten sich die Deutschen in die französischen Soldatenkörper hinein — bohrten, schlugen sich eine Gasse durch Blut und Wunden. Der Leutnant hatte einen Offizier entdeckt — den wuchtigen Säbelhieb des Feindes parierte er und holte ihn dann selber mit



Das Bild von Cuts.*

Von Walter Hadenberg.

Fernhin verhallt das Rollen der tagelangen Schlacht,
Ich habe, ohn' zu wollen, vorm Dorfe Raß gemacht.

Unstätig flog mein Wagen seit Wochen hin und her,
Treu hat er mich getragen, hier will er scheint's nicht mehr.

Ich heb' die müden Lider, verklebt von dickem Staub,
Und seh', seh' immer wieder dort am Zypressenlaub

Ein helles Bildnis schimmern im roten Feuerschein;
Nings liegt die Welt in Trümmern, das Kreuz steht nur allein.

Der Kugeln flogen viele am Kreuzesbild vorbei,
Doch keiner ward's zum Ziele, nicht eine schlug's entzwei.

Der Wanderer sieht es ragen zum Himmel unversehrt,
Als wollt' es jeden fragen: „Hab' ich euch das gelehrt?“

Ich steh in dumpfem Sinnen wohl eine lange Zeit,
Bis daß mich ruft von hinnen die raube Wirklichkeit.

Es tobt das Schlachtgetümmel, soweit das Auge sieht,
Zum blutigroten Himmel manch' Feuergarbe sprüht.

Vom Blute dampft die Erde, die einst ein Paradies,
Solang ich leben werde, denk ich ans Bild von Cuts.

* Gemeinde in Frankreich, Departement Oise.

Aber die feuerte mit verzweifelter Soldatenwut. —

„Sprung auf!“ schrie der deutsche Leutnant und rückte im Laufen die Brille zurecht. — „Halt! Niedertwerfen! Feuer!“

Da lagen die deutschen Linien wieder wie hingelegt von einer unerklärlichen Kraft, und feuerten und die deutschen Geschütze heulten immer weiter:

Tod und Sturm und Untergang. —

„Sprung! Marsch! Marsch!“

dem Revolver — schwer fiel der Hauptmann in das zertretene Gras. Dräven, weit dräben — man sah es in Sekunden, ritt die deutsche Kavallerie eine wundervolle Attade, und deutsche Grenadiere schlugen sich hinter den Pionieren durch Stacheldrahtzäune durch.

Durch Blut und Wunden.

Der französische Oberst fiel — und viele nach ihm — und die Franzosen wandten sich zur Flucht — nach mit Hurra und Viktoria die Deutschen! Und so wurde das Fort im Sturm genommen.



Der Kampf um die Fahne des Regiments.

Originalzeichnung von G. Bachmann.

Die Serbin.

Von Karl Marilaun.

In Salzburg. Nach wie vor spielt mit jedem Stundenschlag die Glockenruhr eines der halbvergessenen, uralten Lieder. Das von der Treu und Redlichkeit „bis an das kühle Grab“, und das Raimundische Hobblied, zu Mittag um elf aber „Gott erhalte Franz den Kaiser“. Und wenn man nun wissen will, daß weit draußen Kanonen dröhnen und eine Welt in Wehr und Waffen aufeinander stürzt, muß man in den Mirabellgarten gehen. Dort stehen steinerne Göttinnen auf bemooften Sockeln, Nymphen schämen sich, und Daphne verwandelt sich in einen Lorbeerbaum. Aus den herbstwellen Kronen der Kastanienbäume fallen die grünen flächigen Früchte und fallen einem jungen Buben in den Schoß. Wirklich ist er noch ein Bube, wenn er auch die feldgraue österreichische Leutnants-

Ein Wald, Felder dann, fern ein Fluß, und im zerstampften Aukurus steht so etwas wie eine Hütte. Ein Mädchen wartet auf uns, schwarzhaarig, zerraut, glüht jeden mit ihren dunklen, heißen Augen an und hockt sich stumm ins Stallstroh zu den grunzenden Ferkeln. Meine Soldaten kehren das serbische Schmutznest um und um, nichts Verdächtiges zu finden, und schon wollen wir weiter, da kommt von vorne Weisung: Warten, dableiben, Patrouille zum Fluß!

Vanden sollen in der Nähe sein.

Also die Patrouille geht ab, und ich nehm' mir die Serbin auf jeden Fall noch einmal ins Gebet. Sie hockt verstockt und taub in ihrem Strohhalm und läßt sich seelenruhig gefallen, daß meine Leute mit ihren Bajonetten ganz schreckbar vor ihrer Nase herumfuchtelten. In der



Verteilung von Essen aus der deutschen Goulaschküchle an arme russische Familien, deren Heim zerstört wurde. Leipz. Presse-Büro.

uniform und einen Arm in der Schlinge trägt. Eine Kugel kam gelogen... und nun sitzt er unter den hundert Jahre alten Bäumen des Bischofsgartens von Mirabell, füttert Spaten und Goldfische, Daphne im Gebüsch und ein steinerne Neptun sehen zu, und der noch etwas blaue Bursch erzählt im Frieden von Salzburg Geschichten vom Krieg.

Jugendwo unten an der Drina. Eine Bärenkälte, dazu Regen und Nebel, aber genießt hat uns eigentlich nur das Warten und Liegen im Schützengraben.

Die Nacht kommt und wieder ein Tag, endlich heißt es „los“, und meine Leute spuden in den Graben zurück: „Voch, schmieriges, also mich siehst nimmer!“

Vorwärts geht's, erst durch morastige Ader, dann ansteigend in die Felsen, mühsam durch laufiges Geröll. Durch die vom tagelangen Regen aufgeweichten Schuhe flachen die Steine, aber meine Burschen leuchten brav vorwärts; einer singt sogar, was ihm wahrscheinlich seit Schulbanksetzen nicht eingefallen war: „Morgentrot, Morgentrot!“

Hütte findet sich natürlich nichts; nach einer Stunde kommt auch die Patrouille zurück. Keine Spur von Vanden! Das vorausmarschierte Regiment schickt Nachricht: Aufbruch morgen früh vier Uhr.

Mitternacht ist vorüber, wir haben also drei Stunden Zeit, und ich hab' einen Einfall: die Serbin soll einen Kaffee kochen. Sie ist gleich dazu bereit, die Soldaten machen ihr auf der Trümmerhütte, die einen Herd vorstellen soll, Feuer, bringen ihre Kaffeekonserven, und schon brodelt das Wasser im Kessel. Dann schenkt die Serbin den fertig gewordenen Kaffee ein, und ich spür' jetzt so was wie ein Herz in der Brust und fange mit dem Weib zu diskurieren an. Natürlich, sie versteht mich nicht, schaut mich bloß in einem fort an mit ihren schönen, schwarzen Rabenaugen, und ich denk' mir: mit Weibern führt keinen Krieg, und schenk' ihr galant meine halbe Schale Kaffee. Mein Zugführer, der Ladel, grüßt: das gefällt ihm, daß der Herr Leutnant der Serbin schön tut.

Er denkt: wie lang ist's schon her, daß du nicht mehr so eine weiche weiße Hand in deinen Pragen gehabt hast, und schenkt



Blick auf den Suezkanal und das Verwaltungsgebäude der englischen Suezkanal-Gesellschaft.

E. Ulrich.

der „Feindin“, was ihm eigentlich selber zum Kaffee geschmeckt hätte, nämlich das letzte Stückchen Zwiebad, das sich im Brotbeutel findet. Die Serbin ist und künkt, uns neben ihr wird's in der ungewohnten Herdwärme ein bißchen düselig, wir sitzen, schauen in die rotglühenden Kachelsteine, und mein Zugführer, der eben erwog, ob nicht eins von den rosigen serbischen Ferkeln bis morgen mittag im Tornister Platz hätte, ist richtig — auf einen Schnarcher, sagt er — eingeschlafen.

Da, ich weiß nicht, wie mir wird, schrecke ich auf. Neben mir die Serbin ist aufgestanden. Ich erwiche! sie noch unter der Tür. „Wohin?“ frage ich. Wie eine Kage schmeichelt sie sich aus meiner Hand und steht draußen im Mondlicht. Eigentlich, denk' ich mir, ist sie ein bildsauberes Weib. — Drüber über den Bergen wird es grau, ich schau auf meine Uhr, wir müssen aufbrechen. Die Serbin vergeß ich, später fällt sie mir noch einmal ein, ich will ihr für ihr Kaffeefochen eine Kleinigkeit geben. Aber sie ist weg, die zwei Leute, die ich nach ihr wegschickte, kommen ohne sie zurück, und ich weiß nicht — die Geschichte hat mir gleich nicht recht gefallen. Aber, mein Gott, eigentlich war sie ja wirklich fast noch ein Kind und' ich leg' ihr auf den Herd eine ganz neue Krone, 1914, fürs Kaffeefochen. Dann gehen wir.

Im Wald. Nichts rührt sich, der Mond ist untergegangen, grau steht der Himmel hinter den Bergen, von denen dann und wann ein gelbes Blatt auf den Weg fällt. Es geht nicht ganz leicht da aufwärts, meine Leut' arbeiten sich schweigend den Steig hinauf, und daß ich die Serbin hab' abfahren lassen, fällt mir jetzt — warum, weiß ich selber nicht —

schwerer aufs Herz. Aber gechehn ist gechehn, und wie ich mich so hinaufarbeite, ist mir, als ob ich gleich rechts vor uns so etwas wie ein Rascheln gehört hätte. Zweige biegen sich, Äste knaden im Wald, ich greife nach meiner Revolvertasche, mache auf — mein Herz, glaub' ich einen Augenblick, bleibt stehen. Der Browning ist weg.

Die Serbin, denk' ich, aber jetzt ist nicht Zeit, zu denken, blitzschnell dreh' ich mich um zu meinen Leuten. „Aufpassen!“ schrei ich, erkenn' dabei meine eigene Stimme nicht mehr und würc' mich mit einer Art Verwunderung ganz kalt, still und ganz ruhig werden. Hinter mir steht einer bedächtig sein Bajonett auf, neidlich schau' ich ihm zu, am liebsten hätte ich es ihm jetzt aus der Hand gerissen. Vorsichtig springen wir zwischen den Baumstämmen vorwärts, da flücht die



Freiherr von Wangenheim, der deutsche Volschaster in Konstantinopel, vor dem Tor der deutschen Volschaft beim Lesen der neuen Kriegsdepeschen.

Rechts der Kawas der deutschen Volschaft.

H. Semmel.

nasse Walderde vor mir auf, pfeifend jagt's durch die Birken daher, ein Regen gelber Blätter rajhelt nach.

Wie auf ein stummes Kommando werfen wir uns nieder, luchen Dedung: da, dort springt uns einer an. „Kur auf Ziel schießen“, sag' ich noch meinen Leuten, und jetzt geht der Tanz auch schon los, das Feuer wird meinen Leuten übrigens bald zu fad, aus der Dedung treibt sie's heraus, auf das Bajonett, los, durchs Holz jagen sie die abgerissenen, schmierigen Kerle, drehen das Gewehr um und taufen brüllend Mann an Mann. Keiner denkt, keiner redet, jeder wehrt sich um sein Leben, und ich seh' mich plötzlich mit einem Gewehr in der Hand. Ich besinne mich, denke nach: ach richtig, der Zugführer ist gefallen, vom Baum herunter hat ihn so ein Wildling angehossen,

wir, glaube ich, ordentlich heimgeluchtet, und ich erinnere mich jetzt an den Zugführer, von dem ich mir das Gewehr „ausgeliehen“ hab'. Ich will Befehl geben, ihn zu suchen, aber da bringen sie ihn schon, und es ist ihm nicht mehr zu helfen. Sein grober wulber Soldatenbart hängt struppig um den ein klein wenig verzogenen traurigen Mund; seine blauen Augen stehen weit offen, seine Hände sind zu zwei harten Fäusten verkampft, und die legen ihm nun seine Leute schön über die Brust und stechen mit zwei Spaten am Waldrand das Grab für den Zugführer Tafel Siebenbrunner aus. Von Wikenästen habe ich ihm selber noch so was wie ein Kreuz gemächt, und aus der roten Erda zwischen den Steinen bindet ihm einer einen Kranz. Noch am selben Abend stießen wir zu unserm Regiment. Ich geb'



Beerdigung eines französischen Hauptmanns in Elberfeld.

Holphot. W. Richter.

Auf dem katholischen Friedhof im Wellendahl in Elberfeld wurde der im dortigen Kasarett seinen Wunden erlegene französische Hauptmann Alex. Kovvin mit allen militärischen Ehren beerdigt. Im Trauergesolge um den Sarg sieht man außer einem gefangenen, in einem Elberfelder Krankenhaus befindlichen französischen Offizier die ortsanwesenden Mitglieder des Offiziervereins Elberfeld, zwei Vertreter des Bezirkskommandos, Abordnungen des Elberfelder Kriegerverbandes mit umsorten Fahnen sowie zahlreiche verwundete Krieger aus den Elberfelder Kasarettten. Pfarrer Neumann hielt an der Gruft eine an herzlichem Empfinden reiche Grabrede, und die Elberfelder Sängervereinigung sang einen Choral. Mit der soldatischen Ehrensäule über die offene Gruft fand die Feierlichkeit ihren Abschluß. So wird in Deutschland der gefallene Feind geehrt.

und wie er hinfiel, hab' ich ihm das Gewehr, das er nicht mehr brauchen kann, aus der Faust gerissen. War ein braver Bursch, Tafel Siebenbrunner hat er geheißt; aber jetzt ist nicht Zeit, an dergleichen zu denken. Wir haben schwere Arbeit gegen eine Uebermacht. Dort an der Pöchtung seh' ich einen neuen Trupp hervorbekommen, will schon vier von meinen Leuten hinschicken, aber es sind unserige, zwanzig Mann, eine Patrouille, die die Schießerei gehört hat und uns zu Hilfe kommt. Mit ihnen laß' ich noch einmal durch den Wald schwärmen, und ich glaube, sie haben ohne Pardon niedergemacht, was ihnen von diesen Banditen noch unters Gewehr gelaufen ist.

Später, glühend steigt die Sonne heraus, räkieren sich meine Leute. Totentill ist's jetzt im Wald geworden, der Gesellschaft habe

schon auf, darüber zu studieren, wiejo uns heute früh diese Komi tatschi überhaupt auf die Spur gekommen sind, da treibt eine Gendarmenpatrouille einen Haufen serbischer Bandidente vorüber. Ich schau hin, verlumpte, wildbärtige Riesenterte sind es wie immer, schmierige Bandiden, die aufzuhängen um den Strid schade ist — da gibt's mit einem Stich: mitten unter ihnen geht, im zerrißenen Zwilchmittel — die Serbin.

„Das“ — jagt der verwundete Leutnant — „verdrießt uns am meisten dort unten, daß es noch nicht geschafft ist, wenn wir mit den Männern fertig werden. Mit Weibern auch noch Krieg führen, ist, meiner Seel', die zuwiderste Arbeit für unsere blauen Buben an der Drina...“